



Illustriertes Sonntags-Blatt

1913. * Nr. 22

Beilage zur
Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung
 G. m. b. H., Daresalam.

Die Herrin auf Wief.

Von J. Dalden.

(Fortsetzung.)

Gins uns andere der bald in Öl, bald in Aquarell reizend ausgeführten Skizzenblätter hatte Cessa betrachtet und dann an Lisa weitergegeben, die wiederum sich jedes einzelne von dem Eigentümer erklären ließ. Nur noch ein Blatt birgt die kleine Mappe; aber ein Ausruf des Entsetzens entfährt Cessas Lippen, als sie es zur Hand nimmt. In roter Glut flimmerte das scheidende Tageslicht auf dem finstlerlich fein ausgeführten Bild; schauten deshalb die Augen der Mädchenfigur, des im Sprunge begriffenen ungefalteten Pferdes, so lebensvoll, lähn und furchtlos zu ihr auf?

„Schön-Janja!“ war in zierlicher Goldschrift auf der Rückseite der Skizze zu lesen, die sorgfältig in Licht und Schatten gehalten, beinahe ein kleines Kunstwerk zu nennen war. „Das ist Natur, warmes, pulsierendes Leben, und kein Gebild der schaffenden Phantasie“, drängte sich es ihr auf, während sie den Blick nicht wenden konnte von der biegsamen jungen Reiterin, dem im Halbpfeil sichtbaren, bräunlich angehauchten Gesicht.

„Wer ist Schön-Janja?“ unterbrach sie plötzlich Lijas Gewand und reichte das Bild hinüber. Eine Wolke scheuchte das Lächeln von Johnels sonnenverbranntem Gesicht.

„Sie müssen fragen, wer war Schön-Janja, gnädige Frau!“ entgegnete er langsam.

„War? Lebt sie nicht mehr? So viel Tugend und Schönheit, und tot?“ -- wirft sie atemlos ein.

„Ja, sie ist tot! -- Gestorben -- verdorben -- sie war meine einzige Schwester!“

„Ihre Schwester!“ wiederholte Lisa und bog das erblaßte Gesicht von neuem über das schöne, lebensvolle Mädchenbild.

„Die Skizze muß aus Versehen in die Mappe gekommen sein, ich bedauere...“

„D nein, nennen wir es lieber einen glücklichen Zufall, Johnel, der mich auf diese Weise Ihre Schwester kennen lernte. Dürfen wir nicht einiges mehr von ihr erfahren?“

„Es ist eine kurze, traurige Geschichte, doch lang genug, um diese schöne Stunde zu verdunkeln, meine gnädige Frau.“

„Verdunkeln, keineswegs! Wir alle nehmen Anteil daran, nicht wahr, Lisa?“ fiel die junge Frau ein.

„Feinsehen, du bist ja ganz blaß!“ warf der Gutsherr scherzend ein. „Hast du Schön-Janja zu tief in die Augen geschaut?“

Das junge Mädchen schüttelte errötend den Kopf. „Angen Sie an, Herr Johnel, ach bitte!“ wandte sie sich an den jungen Mann, der mit finster zusammengezogenen Brauen auf die Zeichnung starrte.

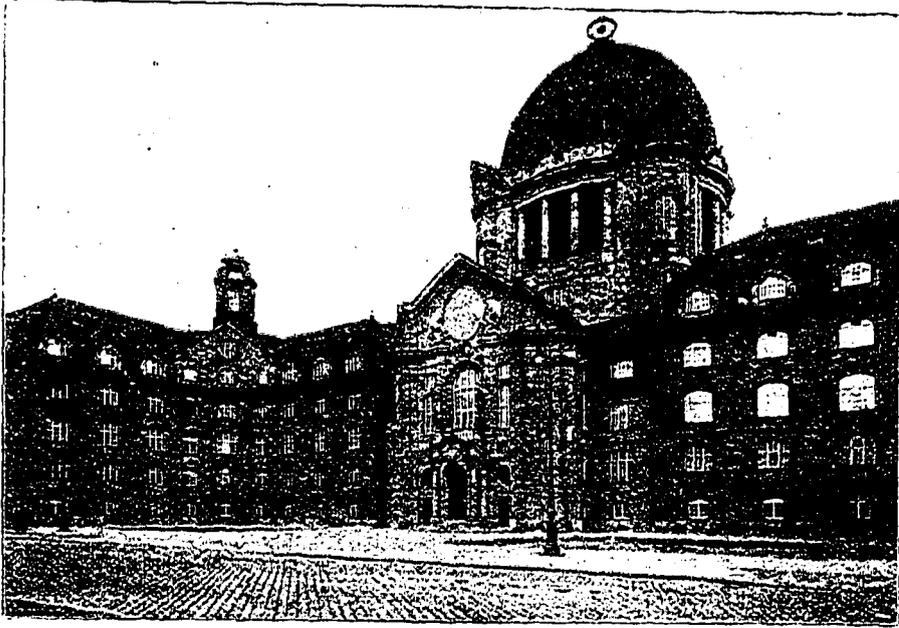
„Ihr Wunsch ist mir Befehl!“ entgegnete er leise mit liebenswürdigem Lächeln, während er begann:

„Janja! Ich möchte sie mit einer Feldblume vergleichen, die wild am Weidenrain aufspricht, die Duft und Farbe verliert, würde man sie in einen künstlichen Garten verpflanzen.“

Zwei Jahrzehnte war sie jünger als ich, ich habe gleichsam Elternstelle an ihr vertreten; denn mein Vater folgte meiner früh verstorbenen Mutter nach, da ich eben majoram geworden. Ich habe keine frohe Kindheit, keine sorglose Jugend gekannt, und der Lichtstrahl, der nach des Tages Mühe mein junges, sonnenloses Leben erhellte, war Janja, mein hilfloses, reizendes Schwesterchen. Und wie hing sie an mir, wie jubelte sie auf, wenn ich zur Dämmerzeit die große, niedere Stube betrat, wo sie unter Dohut der alten Magd still am Fenster spielte. Für Janja war ich tätig von früh bis spät, ihr Haus und Heimat zu erhalten war der Sporn, der mich rastlos schaffen hieß, das Grundstück wenigstens von den dringendsten Hypotheken zu entlasten. Die Freuden und Vergnügungen, die der Jugend offen stehen, blieben mir fremd. Dadurch, daß einzig und allein mein Gut für

mich Interesse hatte, fand ich keine Zeit, außerhalb Verkehr anzuknüpfen und vermisse ihn nicht; denn ich hatte ja Janja.

So rutschte sie heran, ein wildes, bildschönes Kind, voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit für mich, voll furchtloser Kühnheit in bezug auf ihr Pferd, aber nicht eine Stufe gebildeter als die ärmste Diene des Dorfes. Bücher vermochten sie nicht zu fesseln, noch viel weniger hielt sie eine einzige Lehrstunde bei mir aus. Ich gab es schließlich auf, sie zum Lernen zu zwingen und verdröste mich auf später, wo meine Mittel es mir erlauben würden, meine wilde Rose einer Herrin zu übergeben. Und die Jahre verschwanden,



Das neue bayerische Verkehrsministerium in München. (Mit Text.)

während Janja sich liebreizend zur Knospe entfaltete, zum Stolz ihrer alten Wärterin, zur Freude meines Herzens. Ihre Gestalt war so fein und schmiegsam, wie der schlante Stamm einer jungen Birke, ihr Schritt so leicht, daß kein Blumenblatt darunter zerbrach. Und ihr Lachen! Ach, wenn dieses perlende Lachen mir entgegenstieß, da wurde mein Herz leicht und voll Licht, trug

der oft schweren Sorgenlast. — Eine etwas begeisterte Schilderung, nicht wahr? Und dennoch nicht übertrieben.

Das Bild ist nicht von meiner Hand. Der Künstler, der Maler von Beruf, spricht aus jeder Linie, aus der sprechenden Ähnlichkeit, die es mit dem Original hatte. Der es verfertigt, war ein entfernter Verwandter meines Vaters. Nicht jung und auch nicht alt, stand er in jenem gefährlichen Alter, das hinter der Maske der Blasiertheit noch das Feuer eines Vulkans verbirgt. Zwei Tage war er mein Gast gewesen, eine kurze Spanne Zeit und dennoch lang genug, ein Mädchenherz zu fesseln. Sein bestechendes Ausere, vereint mit hinreißender Beredsamkeit, übten einen seltsamen Zauber, dem auch ich nicht widerstand. Ungern sah ich ihn scheiden, nicht ahnend, daß er mich bereits des Liebsten beraubt, was ich noch besessen.

Als ich eines Abends von den Feldern heimkehrte, flog mir Janja nicht, wie sonst, jubelnd entgegen. Auch im Zimmer fand ich sie nicht, dagegen ein Briefblatt, das mir in wenig Worten ein Lebenswohl brachte. Lassen Sie mich hinweggehen über jene Zeit, wo ich vergeblich nach ihr forschte, wo ich oftmals aufschrak aus traumlosem Schlummer, meinend, sie müsse, Einlaß heischend, vor der Tür stehen. Dann endlich hörte ich auf zu hoffen und auch zu sorgen. Die Lust am Schaffen war dahin, war doch der Zweck, Janja ihre Heimat zu erhalten, in ein Nichts zerfallen.

„Und hörten Sie niemals wieder von ihr?“ brach Cessa die Pause, die seinen letzten Worten gefolgt war.

„Nie! Wo vermodert das Blatt, das der Sturm entführt, keiner vermag es zu sagen.“

In den dunklen Augen der jungen Frau schimmerten Tränen, als er plötzlich schwieg.

„Ich danke Ihnen!“ sagte er einfach, dann fuhr er schneller fort: „Mein Glückstern war erloschen; eines Tages verließ ich, ärmer als der ärmste meiner bisherigen Untertanen, Haus und Hof, um in der Fremde den Kampf ums Dasein zu beginnen. Und nun? Eine fremde Luft weht mich an, das mir fremde Joch der Dienstbarkeit lastet auf meinen Schultern, und dennoch, nicht tauschen möchte ich mit der unfreien Freiheit der letzten Jahre, es zieht mich nicht zurück nach Heimat und Haus, nur Schweres und Trauriges liegt ja dort begraben, während ich hier in deutscher Luft ein neues Leben begonnen, ein Leben, reich an Arbeit, aber auch erhellet durch Großmut und durch das höchste, herrlichste Geschenk, das einem Menschen werden kann, der einsam bisher durchs Leben gegangen, die Freundschaft. Möchte ein Tag kommen, wo ich lohnen kann, was Sie mir gegeben.“

„Sie haben wahr gesprochen, Jöhnel“, brach der Gutsherr die Stille, und ich vollende, indem ich Ihnen die Hand reiche und sage: „Sei mein Freund vor aller Welt! Denn ich habe dich kennen und schätzen gelernt im Laufe der Jahre, und deine Hand ist es, die mein Eigentum treu und sicher verwaltet. Geld und Gut kannst du überall erwerben, ich gebe dir das beste, was ich besitzen, meinen Handschlag und damit das brüderliche Du!“

„Du!“ wiederholte Jöhnel, und seine Hand bebte unmerklich, als er nach dem frisch gefüllten Glase griff. Die Gläser stießen zusammen, und schrillen kläglich sprang das Grabowesky's auseinander.

„Bist du abergläubisch, Jöhnel?“ lachte lechterer und stäubte die perlenden Tropfen von Hock und Weste.

„Zerbrochenes Glas soll ja Glück bedeuten!“ entgegnete langsam der junge Mann.

„Also gibst du zu, an diesen Unsinn zu glauben?“

„In diesem Falle ja,“ gab Jöhnel lächelnd zurück und erhob sich.

„Wollen Sie uns jetzt schon verlassen?“ warf Cessa ein.

„Schon? Es geht auf sieben Uhr, meine gnädige Frau!“

„Und der Stegellub beginnt, mußt du hinzusehen!“ bemerkte der Gutsherr in seiner jovialen Art.

„Glauben Sie ihm nicht! Wo wäre ich lieber als hier!“

„Gut! Ich nehme Sie beim Wort! Von jetzt ab sind auch Sie Freitags unser allzeit geladener Gast, oder vielmehr der meinige, da Sie dem Stat abhold sind!“ fügte die junge Frau mit schalkhaftem Lächeln hinzu und reichte dem sich Verabschiedenden die Hand. Längst hatten die beiden Herren die Veranda verlassen, und immer noch lehnte Cessa an der Brüstung, in gedankenlosem Spiel die Hosen zerpupend, die hier und da deren Hand überragten.

„Nun, Franz, was bringen Sie da?“ wandte sie sich an den alten Diener, der, den silbernen Kartenteller in der Hand, sich hastig näherte.

„Einen Brief für das gnädige Fräulein!“ war die im Flüsterton gegebene Antwort, während er mit komischer Wichtigkeit sich dem jungen Mädchen näherte, das gegen die sonstige Gewohnheit still und nachdenklich auf seinem Platze verharrte.

„Von Mama!“ Damit öffnete Liza die längliche Enveloppe und entfaltete langsam den darin befindlichen Bogen. Sie sah im Rücken der jungen Frau, die, den Kopf in die Hand gestützt, in den sonnigen Abend träumte, und glückliche Bilder

mußten es sein, die ihren Geist beschäftigten; denn ein weicher, lächelnder Zug umlagerte Mund und Augen des schönen, sonst so kalten Gesichtes.

Es war ein eigentümlicher, schluchzender Ton, der hinter ihr laut geworden und sie nun hastig sich umwenden ließ. Da sah Liza, den blonden Kopf in die verstränkten Arme geborgen, einen zerknitterten, tränensenchten Brief vor sich auf dem Tisch.

„Mein Gott, Liebling, was ist dir? Hat Mama böse Worte gehabt?“ Und Cessa bog sich nieder und zog der Schwester blonden Kopf zärtlich an sich.

„Nein, aber“ — und die Stimme brach in Schluchzen — „heimkommen soll ich!“

„Und das betrübt dich so? Vorläufig bleibst du hier. Ich werde an Mama schreiben und ...“

„Nein, ich muß nach Haus! Der Onkel Steinkirchen soll schon lange krank sein, schreibt Mama, und er möchte so gerne, daß ich bald heimkäme, — aber ich kann nicht — jetzt nicht! — Laß mich hier, Cessa — o laß mich hier!“ Und ungestüm die junge Frau umfassend, barg sie das glühende, reizende Gesicht an deren Schulter. Ein heller Glanz huschte über Cessas eben noch so ernste Züge.

„Willst du mir nicht endlich sagen, was dies alles bedeutet, mein Herz?“ fragte sie nach kurzer Pause.

„Was dies alles bedeutet?“ wiederholte leise die andere, und ein Lächeln huschte über das tränensenchte Gesicht. „Was ist's? Denke du träumtest, Cessa, einen wunderschönen Traum, und du würdest gewedt, noch ehe du das Ende erfahren.“

„O, ich denke, du wirst deinen Traum auskosten, meine herzige Liza, ja mehr als das, er wird sich gegen die sprichwörtliche Verühntheit seiner Kollegen zur reizendsten Wirklichkeit entfallen.“

„Cessa!“

„Soll ich dir mal deinen Traum erzählen?“ Und ohne die Antwort abzuwarten, begann leise die junge Frau: „Ich sehe ein solches, schönes Schloß inmitten eines prächtigen Parks, umgeben von Wiesen, Wald und Feld. Reichtum und Luxus schmücken sein Inneres, gleich dem Zauberichloß im Märchen. Aber wie dort weht eine beklemmende Stille in den leuchtenden Frühlingsnähen, und Einsamkeit umgibt den stolzen Schloßherrn. Noch fehlt die Prinzessin mit den goldenen Haaren, mit dem süßen, silbernen Lachen, die seit kurzem sein Herz gefangen genommen, und die er zur Herrin auf Ukrov ...“

„Halt ein, Cessa! Mein Traum ist anders, ganz anders.“ fiel Liza ungestüm ein. „Willst du ihn wissen?“

„Herz und Ohr sind offen, mein Liebling!“

Und Liza begann, den Kopf gegen die Lehne des Stuhls gepreßt: „Ich träumte, ich wäre reich. Und ich ginge mit ihm fort von Vater und Mutter in fremdes Land und hätte keinen heißeren Wunsch, als ihm das Leben, das immer so hart gegen ihn gewesen, schön und süß zu machen. Kein Schloß würde unser Heim bergen, ein kleines Haus nur, darin er und ich Platz hätten, ganz allein. Und Blumen müßten vor meinem Fenster blühen, und eine Vase vor der Tür stehen, und Wein- und Aematisgerauche sie überschatten. Und er müßte mich lehren, gut und klug zu werden, er müßte mir raten, mich schützen gegen die harte Welt, und blindlings würde ich ihm vertrauen. Sein Wille müßte der meine sein, sein Weg der meine, und ginge er durch Dunkel, Nacht und Stund, ich würde mit ihm gehen und mich selig schäßen, an seiner Seite zu hungern und zu betteln. Wo er ist, da müßte auch ich sein, und sollte ich wandern bis ans Ende der Welt.“

Sie schwieg tief atmend und hob den leuchtenden Blick emper zu der älteren Schwester.

„Ist es Jöhnel?“ kam es halblaut über die Lippen der jungen Frau.

„Weißt du es denn nun erst?“ Und aufspringend flüchtete das junge Mädchen in den tiefer liegenden Garten.

„Und ich ginge mit ihm, weit fort in ein fremdes Land!“ wiederholte die Zurückbleibende flüsternd.

Die rote Blut am Himmel war erloschen, die Schatten des Abends sanken nieder, es war kühl geworden.

„In fremdes Land!“ Ja, so würde es kommen, vielleicht in nicht zu fernher Zeit, noch ehe es Winter geworden. Winter! Verschneit Weg und Steg, erstorben Blüten und Knospen, kein Laut aus schmetternder Vogelfehle, bis auf das Krächzen der Krähen, das Schreien der hungrigen Späßen, ein weißes, totentiltes Eisereis draußen und drinnen. —

Cessa hatte auch Träume gesponnen im Gedanken des kommenden Winters, schöne, lauschige Träume, nur nicht so leidenschaftlich, so glücksdürstig wie das junge, heiße Mädchenherz ihrer Schwester sie verraten. Aber dennoch hatten sie ihr lebend vorgeschwebt bis heute, bis zu dieser Stunde. Sie hatte leben in Gedanken die hellen Flammen hinter dem Glasschirm in dem mächtigen Kamin lobern sehen, während der Schneesturm draußen vorüberbrauste, hin und wieder einen Regen knisternder Funken durch

den Kopf treibend. Sie hatte im Geiste bereits die Gemüthlichkeit des dunkel getäfelten, sanft erhellten Gemaches zu durchkosten vernimmt, wo es so still und traulich war und die blaue Spiritusflamme den blanken Samowar zu immer vernehmlicherem Summen und Singen aufforderte. Und dann hatte sie ihr eigen Bild geschildert im hochschließenden, einfachen Hauskleid, mit einer leichten Handarbeit beschäftigt, und Justus neben sich, die dampfende Zigarette in der Hand, sie beide eifrig den Worten des Gastes lauschend, der ihnen gegenüber den bequemen Saminsessel innehatte. Ein leises, ironisches Lächeln flüchtete um den Mund der jungen Frau. „Träume!“ flüsterte sie halb laut vor sich hin. — Der dritte Platz dort am Kamin würde nie besetzt werden, nun der ihm Bestimmte seinen eigenen Herd sich begründet, ob nah, ob fern. Und dann würden sie wieder erstehen an den langen, stillen Winterabenden, die Geister der Langeweile, und keiner würde ihr beistehen, sie zu bannen. Vielleicht Justus? Sie sah ihn in diesem Moment vor sich in der bequemen Hausjoppe, die Zeitung in der einen, die Zigarette in der anderen Hand, und sie gegenüber, das neueste Prachtwerk oder einen Roman vor sich, lesend, ohne dem Inhalt Interesse abgewinnen zu können. Und das so Abend für Abend, bis auf den unvermeidlichen Freitagstags, ein sogenanntes Pflicht Souper bei diesem oder jenem der entfernteren Nachbarn. — Sie schauerte leicht zusammen. Welche Perspektive hatte sie sich da ausgesponnen!

„Was ist dir, Cessa?“
 „Denn daß sie die Augen hob, mußte sie, daß ihr Gatte neben ihr stand.“

„Was ist dir?“ Klang es noch einmal, und voll banger Zärtlichkeit schaute Grabowsky in das schöne, jetzt zu ihm erhobene Gesicht. „Mir ist nichts, Justus! Ich war allein, und da kamen die häßlichen Träume, nun ist alles gut — du bist bei mir!“ setzte sie langsam hinzu und lehnte den Kopf an seine Schulter.

Er legte sachte den Arm um ihre feinen Schultern.

„Häßliche Träume? Erzähle sie mir, und ihre Macht ist gebrochen!“ flüsterte er scherzend an das kleine Ohr, das gleich gemeißeltem Marmor sich unter einer Fülle dunklen Haares hervorstahl.

„Weinst du?“ fragte sie leise zurück. „Ich dachte an den Winter, Justus! An den endlos langen und stillen Winter, wie tödlich einsam es dann hier sein muß!“

„Hier?“ fiel er lächelnd ein. „Wer spricht davon, den Winter auf Wien zu verleben? Hast du Paris, hast du unsere lauschige kleine Villa dort ganz vergessen, mein süßes Herz?“

„Paris!“ Wie aus einem Traum erwachend wiederholte sie das Wort. Dann plötzlich schnellte sie empor. „Ja, laß uns fort, Justus, laß uns nach Paris gehen, wenn es kalt hier wird und öde, aber nicht eher. Ich möchte den Sonnenschein und das Vogelzwitschern, die herrliche Natur auskosten, genießen, bis der Sommer zu Ende“, schloß sie aufatmend.

„Der Sommer? Herzlieb, der ist dahin!“ lachte der Gutsheerr. „Wenn auch die Sonne noch lacht und die Vögel noch zwitschern, so nimm dagegen diesen frühen Abend, jene roten Blätter dort am Weinpallier, wohin du blickst, es ist nicht mehr das strahlende, freude blühende, es ist gleichsam ein Stillstehen, ein langjames Verblühen — der Herbst hat begonnen!“

Über den Garten wehte es kühl herüber, ein Flüstern lief von Baum zu Strauch, und die Rosen senkten ihren weit offenen, duftenden Kelch.

„Gehen wir hinein, mir ist kalt!“ meinte die junge Frau: sich erhebend und den Blick über den dunklen Park schweifen lassend fügte sie langsam hinzu: „Du hast recht — der Herbst ist gekommen!“

12.
 „O laßt mich sterben in Sommerzeit
 Und begrabt mich auf armer Wald!“
 Das ist kein Tod, wenn im Heideriscklein
 Der Kuckuck noch ruft überm Wald!“
 (Eckhstone. W. Jensen.)

Der Spätsommer nahte seinem Ende. Gleich einem flimmernenden Netz goldroter Fäden spann sich das Sonnenlicht über das bräunlich angekänkelte Laub, als wolle es mit trügerischem Glanz das Welken und Sterben ringsum verbergen. Kein Lüftchen ging, es war still unter den herblich gelichteten Bäumen des Gramisowischen Gartens. Nur der Fluß eilte mit dem gewohnten hellen Blätschern vorbei, als wolle er sich einmal austoben, ehe des Winters eifriger Atem ihn zum Stillstand zwang.

Major von Steinkirchen hatte den Vorhang aufrollen und eines der hohen Fenster öffnen lassen; die sommerlich warme Luft, vermischt mit dem süßlich strengen Duft wellender Rosen, füllte das hohe, im Dämmerlicht liegende Gemach. Still wie draußen war es hier drinnen, nur die alte Bronzenuhr auf dem Wandgemälde summete ihr gleichmäßiges Tiktack, hin und wieder mit hellen Schlägen den Ablauf der Zeit verkündend. In solchen Momenten richtete sich das Auge des Leidenden, der in Deden gehüllt auf der bequemen Chaiselongue ruhte, auf die langsam rüdenden Zeiger, um

dann sich wieder mit einem Ausdruck von Ungeduld und sehnsüchtigem Lauschen dem Fenster zuzuwenden.

Draußen auf der sandbestreuten Diele klangen leise Schritte. Mit unsäglicher Mühe hob er sich mühsam den Kopf. Heute sollte sie ja kommen, sein Sonnenstrahl, seine Lissinka, deren lachendes Kinder Gesicht er herbeigeseht all die Wochen hindurch. Jeden Tag hatte er so ihrer geharrt und immer vergebens, auch heute.

Leise wird jetzt die Tür geöffnet und wieder geschlossen. So pflegt Dore hereinzukommen, um ihm die Medizin zu reichen, dennoch aber wendet er den Blick.

„Lieber . . . lieber Onkel!“ Da steht sie vor ihm, größer, liebreizender noch, als die Sehnsucht sie ihm vorgegaukelt; aber sie läßt ihn nicht wie beim Abschied, sie drückt nur sacht die Lippen auf seine Hand.

„Bist du endlich gekommen, Lisa? Wie habe ich dich vermisst!“ Sein Auge hängt noch immer voll Freude und Zärtlichkeit an dem holden Gesichtchen; etwas dünkt ihm fremd darin, gleich als läge ein Schatten über den tiefblauen Augen. Und auch ihr Blick haftet auf dem alten Freund, forschend in banger Frage. Es hätte nicht der Worte der alten Dore bedurft, doch gar vorsichtig mit dem Herrn Major umzugehen. Er war krank, sehr krank sogar, das zeigten die tiefen Schatten unter den so freundlich blickenden Augen, das plötzlich ergraute Haar . . . Und er hatte nach ihr Verlangen gehabt, als dem einzigen Wesen, das sein einsames Leben erhellt, und sie war ferngeblieben. Aber hätte sie kommen können, wo das Herz gebieterisch „bleiben“ gebot? Ja, hätte sie damals gewünscht, daß ihr sonntäglich Liebestraum eben nur ein Traum sei, sie wäre gegangen, noch ehe die Wirklichkeit sie rauh, erbarmungslos gewedt.

Den grausamsten Schmerz, der ein Frauenherz treffen kann, sie hatte ihn erfahren! Sie hatte es durchkosten, was es heißt, sein ganzes Fühlen und Denken nur einem widmen, gleichsam jeden Atemzug zu einem Wunsch für einen stemmelnd, mit sehrend geöffneten Armen dem einen entgegenzueilen, um ihn dann plötzlich einen Weg einschlagen zu sehen, der überallhin, nur nicht zu ihr führt.

Das frohe Lächeln, das Lisas Lippen beim Willkommen umspielt, hatte einem ernsten, schwermüthigen Platz gemacht. Die Hände auf die Lehne des neben ihr stehenden Sessels gestützt, schaute sie mit großen, verträumten Augen in den stillen Garten hinaus.

„Woran denkst du denn, Lissinka?“ Sie schrak zusammen.

„Ich dachte an Wien, Onkel Steinkirchen.“

„Setz dich hierher, du scheinst müde. Aber nicht gegen das Licht, ich möchte dich sehen.“ Sie kam schweigend seinem Wunsche nach.

„Und nun erzähle. War es schön?“ begann er von neuem.

„Wunder schön!“ nickte sie, ohne den Kopf zu erheben.

„Und ist das alles, was du mir zu sagen hast? Hast du das Singen draußen ganz verlernt, Vögelchen?“ fragte er leise und griff nach einer ihrer kleinen Hände.

Nun erst hob sie den Blick, aber was er darin las, machte sein Herz schmerzvoll erbeben.

„Lisa, Vögelchen, was ist dir? Sieh, ich bin krank, lange schon. Ein Herzleiden nehmen es die Ärzte, gegen das die Wissenschaft bisher machtlos geblieben. Ich kann noch lange leben, aber auch heute noch . . .“

„Halt ein!“ schrie sie auf. „Sprich es nicht aus, das grausame Wort, ich ertrage es nicht.“ Und vor dem Ruhebett nieder sinkend grub sie den Kopf in die seidene Decke. Sie meinte nicht, nur ein leises, qualvolles Stöhnen entrang sich ihrer Brust.

„Lisa!“ bat der Major halb laut.

Da richtet sich Lisa auf, plötzlich gefaßt.

„Du wirst leben, Onkel! Gott ist barmherzig, er wird mir nicht alles auf einmal nehmen!“

„Hat er dir bereits etwas genommen?“ unterbrach er sie ernst. Sie senkte das Haupt. Dann kam es im Flüsterton von ihren Lippen: „Hast du einmal einen Augenblick gehabt, Onkel, wo dir das Leben plötzlich voll Sonnenglanz und Licht erschien, daß du vernünftigtest, du siehst bisher mit geschlossenen Augen an all seiner Herrlichkeit vorübergegangen und dir der Gedanke an Tod und Sterben in plötzlichem Einsetzen den Herzschlag stocken machte? Und ist dann ein Tag gekommen,“ fuhr sie leiser fort, „wo dir diese Herrlichkeit plötzlich in graue Nebel versank, daß du fröstelnd zusammenstauernd den Weg nicht fortsetzen wolltest in nebelnde, sommerlose Ferne? Hast du das je erfahren?“ schloß sie tiefaufatmend.

„Ich denke ja, Lissinka! Aber es ist schon lange her!“

Eine Stimme klang heiser, wie verhehelt.

„Schon lange her“, wiederholte sie leise. „Wann werde auch ich so sprechen dürfen? Ich bin noch so jung!“

„Eben darum mußt du mutig weiterschreiten, Lisa: wenn auch dein Pfad durch Nebel geht, einmal bricht die Sonne wieder durch.“

„So sprichst du, Onkel? Warum bist du denn einsam und verlassen geworden bis heute?“

Er sah so ungläubig, fast erschrocken zu ihr auf. Ja, es war

Lisa, zu der er sprach, er konnte nur noch nicht fassen, wie schnell die Knospe zur Rose geworden.

„Warum?“ wiederholte er nun. „Vielleicht, weil ich gar zu oft stehen geblieben und nach der Stelle zurückgeschaut, wo das Glück mir verjunkt, weil ich immer noch hoffte, einen Schimmer seines Glanzes in dem Nebel zu entdecken, nicht glauben könnend, daß, einmal verloren, es niemals wiederkehre. Schau nie zurück, Lisa, oder vielmehr, laß die Erinnerung nie wach werden im Herzen, sie bringt.“ Er brach plötzlich ab und Totenblässe überzog sein Gesicht.

„Dora!“ stammelte er mühsam. Sie sprang auf und zog die Glodenschnur.

„Ein Herzkampf ist wieder im Anzuge, Fräulein Lisachen!“ meinte flüsternd die alte Frau. „Wollen Sie Doktor Kerner benachrichtigen? Es geschieht ja für ihn!“

Eine Minute später eilt sie die schmale Gasse hinab nach dem ihr bekannten Haus des Arztes. Ihr Atem flog, sie vermeinte das ungestüme Bochen ihres Herzens zu vernehmen, während sie immer und immer wieder flüsterte:

„Wenn er nun stürbe?“ —

Die Nacht war still und kühl. Auf Wunsch des Arztes hatte man im Wohngemach ein Fenster geöffnet, um dem nebenan gelegenen Schlafkabinett frische Luft zuzuführen. Eine Lampe glimmte niedrig geschraubt auf dem Sofatisch, hin und wieder höher aufflammend, wenn ein Luftzug den leichten Vorhang hob. Der Lichtschein fiel bis über die Schwelle der gegenüberliegenden, weit offenen Tür. Er traf just das faltige Antlitz der alten Magd, die allen guten Vorfragen entgegen dem bequemen Armstuhl eingeschlummert war.



Friedrich Graf v. Zoggenburg, der neue Statthalter von Tirol. (Mit Text) Phot. Wilhelm Müller.

Duft ein, und leise, mitleidsvoll nahte ihm ein lichter Fiebertraum. Er fühlte Frühlingsdüfte seine brennende Stirn umfächeln, die nahmen ihm den dumpfen Druck von Kopf und Herzen. Und Sonnenschein lag vor ihm, der Fluß schoß jubelnd ihm zur Seite, und die Vögel sangen. Und über ihm wölbten sich blühende Zweige, die dufteten schwer und süß, daß er halb betäubt den knorrigen Stamm umfaßte. Aus dem Blütenmeer über ihm aber scholl

ein Ton, ein heller, perlender, ein Mädchenlachen. Da hob er den Blick und schaute geradewegs in zwei blaue und strahlende Augen, beschattet von goldig schimmerndem Gelock — „Lisa!“

Einen Schrei gleich haßt das Wort durch den dämmerigen Raum, dann ist es still.

„Rufen Sie mich, Herr Major?“ fragt ein Weilchen später die heifere Stimme der alten Dore, während sie sich vorsichtig über den Kranken beugt. „Aber kein Laut bringt ihr Antwort.“

„Er schläft, Gott sei's gedankt!“ Zufrieden lächelnd sinkt sie wieder auf ihren Sitz zurück, ahnungslos, daß eine Totenwacht für sie begonnen.

Mit leisem Knistern ist die Lampe erloschen, ein roter Streifen am östlichen Horizont kündigt den dämmernden Tag. In des Zwielichts sahle Schatten mischt sich ein goldiger Schein, sieghaft teilt das prahlende Tagesgestirn die bergenden Wolken, der Morgen ist erstanden! In mattem gedämpfem Glanz bricht das Sonnenlicht durch die verhöllten Fenster und überhaucht mit rosigem Schimmer ein starrs, kaltes Gesicht.

Major von Steinkirchen, der Freund so vieler, war nicht mehr. Wie beliebt, wie geehrt und geachtet er aber gewesen, das zeigte der trübe Herbstnachmittag, wo man seine herrliche Hülle hinabgeleitete nach dem Friedhof der kleinen Stadt. Sein Anverwandter war erschienen, ihm die letzte Ehre zu erweisen; ob er deren überhaupt noch befehlen, vermochte keiner zu sagen. Es war ein endloser Trauerzug, bestehend aus



Denkmal für das Heldennädchen Johanna Stegen in Lindeburg. (Mit Text.)

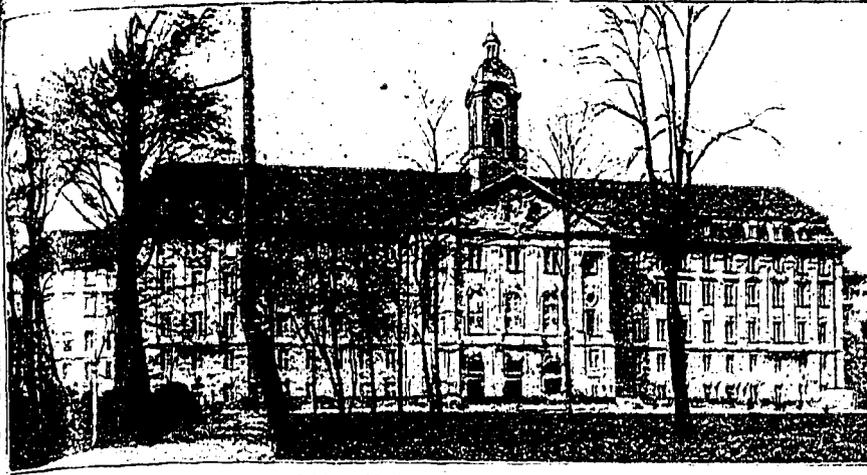
den verschiedensten Kreisen, der dem reich geschmückten Sarge folgte, und es war wohl keiner unter ihnen, dessen Trauer nur eine erheuchelte gewesen.

Lisa hatte dem Begräbnis nicht beigewohnt. Da, wo die niedrige Umfassungsmauer des elterlichen Gartens einen Blick über die Straße gewährte, hatte sie gestanden, um starr und tränenlos den Leichenzug vorüberkommen zu sehen. Sie hörte den Klang der Glocken und den Gesang der Chorknaben, ohne sich klar zu machen, wenn dies alles galt.



Volkshaster Dr. Sen, der neue sächsische Gesandte in Berlin. (Mit Text.)

Ihr Herz schien erstarrt unter der Wucht des neuen großen Leides, das über sie gekommen. Noch hatte keine Träne ihr die heißen Augen beneht, selbst der Augenblick, wo sie an des Vaters Arm an das Totenbett getreten, hatte ihre Seele vom Baune des Schmerzes nicht zu lösen vermocht. Der Anblick des leblosen, wie im Schlummer zur Seite geneigten Antlitzes



Das neue Kammergerichtsgebäude im Kleistpark zu Berlin. (Mit Text.)
Phot. Voebeder, Berlin.

hatte nur ein Empfinden in ihr geweckt, den Wunsch, ebenso traumlos und friedlich ruhen zu dürfen, wie der stille Schläfer vor ihnen. Der Nachlaß war bald geordnet. Ein an den Major von Grambow gerichteter Brief ernannte dessen jüngste Tochter zur Erbin des kleinen Vermögens, einige dem Verstorbenen lieb gewesene Anekdoten mit eingeschlossen. Bilder, Photographien und andere Nippachen aller Art zierten nun das Stübchen des jungen Mädchens, sie jederzeit an den treuen Freund gemahnend, dessen Andenken noch für kommende Zeiten bedacht gewesen. Jetzt erst, wo er ihr auf Nimmerwiederkehr entzissen, ward ihr klar, was sie verloren. Es kamen Stunden, wo sie in verzweifeltstem Schmerz an ihren Lieblingsplatz im Garten eilte, wartend, daß das Fenster im Nachbarhaus sich öffnen müsse, damit sie sein zärtliches „Guten Morgen, Lisinka!“ vernähme.



Dr. ing. h. c. Otto Schild,
Erfinder des Schiffskreisels. (Mit Text.)

Stundenlang konnte sie so stehen und nach den verhüllten Fenstern sehen, bis Dunkelheit und Kälte sie endlich gehen hießen. Sie war anders geworden. Die bezaubernde naive Kindlichkeit, die Steinkirchen an seinem Liebling so entzückt, war einem träumerischen Ernst gewichen. Frau von Grambow hatte keine Ursache mehr, ihr jüngstes Töchterchen wegen Übermut und sorglosem Zeitverständnis zu tadeln; im Gegenteil, sie sah oft voll Bangen nach dem jungen Gesicht, dessen Kinderaugen plötzlich gar so vernünftig das Leben anschauten. Sie ahnte nicht, daß noch ein tieferer Schmerz, als der um den verlorenen Freund, das junge Herz erfüllte: hütete doch Lisa ihren kurzen Liebestraum gleich einem verborgenen Schatz vor aller, selbst vor der Mutter Augen.

„Daß die Erinnerung nicht wach werden im Herzen!“ Wie eine Warnung hallten oft die letzten Worte des toten Freundes in ihr wieder, und doch hatte sie zurückgeschaut nach dem, was hinter ihr lag, und die Erinnerung mit ihren süßen, schwermütigen Melodien war erstanden. Jeden Tag, jede Stunde voll Sonnenscheins, voll Hoffens erwachender Liebe zauberte sich noch einmal vor Lisas geistigem Auge herauf; aber auch jeden Abend, wo sie abschiednehmend Johnet gegenüberstanden, und wo er auf das stürmische Fragen ihres Herzens nur ein freundliches Lebewohl gehabt. Sie fühlte noch einmal den beinahe räumlichen Schmerz ihre Seele durchbeben, wie in

jenes Moment, wo einem Blitzstrahl gleich die grausame Wahrheit vor ihr aufgezuckt: Er liebt dich nicht.

„Willst du nicht Feierabend machen, mein Junge?“ Mit diesen Worten trat die Kommerzienrätin Rehsfeld an den mächtigen Schreibtisch, wo Herr Rehsfeld jun. die Feder in beinahe fiebriger Hast über gelbliche Aktenbogen führte.

„Ich komme sofort hinüber, Mama! Gedulde dich nur noch eine Viertelstunde. Hier hast du auch Unterhaltung, dieser kam mit der letzten Post.“ Und er schob einen



Universitätsprofessor Dr. Th. Soveri.
Ehel. „Arantonia“, Würzburg.
(Mit Text.)

Brief von größerem Format über die glänzend polierte Platte.

„Starsten, Rechtsanwalt und Notar!“ las sie kopfschüttelnd den gedruckten Vermerk der Rückseite.

„Ist dir der Namen bekannt, Herrmann?“ wandte sie sich darauf an den jungen Mann.

„Nicht, daß ich wüßte. Vielleicht eine vergessene Liquidation noch vom Vater her, oder eine Erbschaft!“ fügte er mit stüchtigem Lächeln hinzu.

„Spötter! Also in einer Viertelstunde!“ Und den Brief annehmend, verschwand sie in der jenseitigen Tür. Das Vouloir, das sie sekundenlang später betrat, lag noch im Halbdunkel. Sie schellte nach Licht und öffnete das Puvert.



Ein Sträußchen! Von Max Jewy. (Mit Text.)

Ein kleineres, versiegeltes Kuvert fiel ihr aus dem Bogen entgegen, den sie, aus Fenster tretend, entfaltete.

„Karlchen, Rechtsanwält!“ las sie als Unterschrift der wenigen Zeilen, die sie nun zu entziffern begann:

„Unterschneter erlaubt sich, Erw. Hochwohlgeboren beifolgendes versiegeltes Kuvert laut testamentarisch niedergelegtem Willen des am 12. d. M. allhier verstorbenen Herrn Ernst von Steinfürken, Major a. D. . . .“ Bis hierher war sie gekommen, als ein kurzer Schrei sich über ihre Lippen drängte und das Blatt ihrer bebenden Hand entsank.

„Grundgütiger, was ist Ihnen, gnä' Frau?“ Es war Brigitte, die alte Dienerin, die, die Lampe in der Hand, soeben die Schwelle überschritt.

„Nichts — was soll mir sein! Setze die Lampe dorthin, ich will ungestört bleiben!“

(Fortsetzung folgt.)

Max von Schenkendorf.

Erinnerungsbild von W. Harb. (Nachdruck verb.)

Die große Zeit der Freiheitskriege hat eine Anzahl bedeutender Dichter und Säger hervorgebracht. Vorher sang man von alten Sagen, von Minne, Wein und Lenz, jetzt, als der Ruf fürs Vaterland erklang, legte die Muse ein Stahlgewand an und stand als Heldin mit in Reih und Glied. Kein Dichter, der nicht mit einstimmte in den gewaltigen, vielstimmigen Schlachtengesang. Ernöt, Körner und Rückert sind die bekanntesten, an sie schließt sich noch ein vierter, dessen Leben einstweilen nicht so in das Volk gedrungen ist, dessen Lieder nicht so populär wurden. Innig und rührend sind seine Poesien, nicht so sehr widerhallend von lauter Kampf- und Siegesfreude, aber von starker Heimats- und Vaterlandsiebe voll. Der Säger heißt Max von Schenkendorf.

Geboren wurde er am 11. Dezember 1783 in Tilsit, an der russischen Grenze, und empfing die Taufnamen Gottlob Ferdinand Maximilian Gottfried. Er wuchs auf mit seinem Bruder Karl in schöner brüderlicher Gemeinschaft, wengleich beide recht verschieden waren. In den Spielen zeigte Karl stets Interesse für Soldatenleben und Krieg, war stürmisch und lärmend, während der ältere Max sich still beschäftigte. Die Erziehung seitens der Eltern war so streng und oft so sonderbar und launisch, daß in beiden Brüdern keine rechte Liebe zum Vaterhaus erwuchs; nachdem sie das elterliche Gut verlassen hatten und in die Welt hinausgezogen waren, kehrten sie nur selten dorthin zurück.

Max von Schenkendorf hatte einen Hofmeister, der ihn zur Universität vorbereitete, damals eine ziemlich leichte Sache, da die Reifeprüfung nicht schwer war, beinahe eine Formsache. Erst fünfzehn Jahre alt, bezog er die Universität Königsberg. Es ist nicht zu verwundern, daß der nach seltsamen Grundfäden in der Stille des Landlebens herangebildete Jüngling das freie akademische Leben in vollen Zügen genoß. Um bloße Vergnügungssucht war es ihm jedoch nicht zu tun. Das sehen wir aus dem Umgang, den er sich wählte, nämlich Jünglinge, die ernste und hohe Ansichten hatten und mit Eifer den Wissenschaften oblagen. Nichtsdestoweniger setzten die mit seinem genialen Treiben unzufriedenen Eltern dem frohen Burschenleben bald ein Ziel, indem sie ihn in ein einsames Kirchdorf setzten, wo ein pedantischer Geistlicher sein Vormund ward. Hier sollte er „schon aus Langerweile“ den Wissenschaften allein obliegen. Schenkendorf nannte diesen Ort sein „Sibirien“. Sonst war es dort nicht so übel. Es war eine reizvolle Gegend, schöne Waldpartien gab es und einladende Spaziergänge an dem Ufer der Passarge, hübsche Fernsichten und trauliche ländliche Genüsse. Die Zeit ist auch nicht ohne Segen gewesen. Hier erstarkte Schenkendorfs Vaterlands- und Heimatsgefühl. Hier ward sein Dichtertalent geweckt. Sein erstes Gedicht galt einem einfachen, schlichten Mädchen, das seine Reizung innig erwiderte, die Tochter eines Amtsrats in der Nähe. Doch löste sich das junge Verhältnis von selbst, als Schenkendorf nach Königsberg zurückging. Viel verkehrte er damals auch in dem anregenden Kreise und der ungewöhnlichen Geselligkeit des Gräfllich Dohna'schen Hauses.

Bezeichnend ist ein Ausflug des damals zwanzigjährigen Jünglings nach Marienburg. Die alte Feste, jetzt wieder zu neuer Pracht erblüht, war zu jener Zeit vollkommen verwahrloßt. Sie diente als Mehlmagazin der königlichen Intendantur. Für die alten Wandermäler der Vorzeit war wenig Interesse und für ihren Wiederaufbau kein Geld vorhanden. Als Schenkendorf hinkam, wurde ihm wie anderen gesagt, er möge sich die Mühe nicht machen, es sei dort alles so schmutzig und alt. Voll Entrüstung schrieb er einen Aufsatz, der auch in dem Tagesblatte „Der Freimütige“ abgedruckt wurde, und geißelte darin die Beschränktheit und bürokratische Pedanterie der Zeit, die den herrlichen Überrest gotischer Baukunst elend untergehen ließ.

Die sonderbaren Eltern Schenkendorfs sahen keinen Wieder-

eintritt in die Universität höchst ungern. Sie legten ihm sehr drückende Bedingungen auf, z. B. die, daß alle Beschlüsse durch die Hand eines Vormunds gingen, bei dem er wohnen und speise und der seinen Wandel in allem kontrollierte. In den Zeitungen wurde jedemann gewarnt, dem jungen Schenkendorf nichts zu borzen (!), wöchentlich erhielt der Einundzwanzigjährige einen Gulden zur freien Verfügung.

„Du mußt darauf bedacht sein,“ schrieb die reizige und ängstliche Mutter, „in deinen Heften enger zu schreiben und die Meider mehr zu schonen, sonst kannst du dir keine Semmel mehr kaufen und keinen Brief mehr auf die Post geben.“

Diese Worte kennzeichnen wohl zur Genüge den Geist seines Vaterhauses.

Trotz der unerquicklichen häuslichen Verhältnisse suchte Schenkendorf es seinen Eltern recht zu machen. Er war fleißig im Studium der Staats- und Rechtswissenschaften. Damit verbönte er ein wenig den harten und heftigen Sinn seines Vaters, der eigentlich nur am starrtisch ein gemüthlicher Mensch war. Geborn Leutnant, lebte dieser merkwürdige Sonderling als Kriegsrat auf seinem Gut in Litauen und suchte die Erträgnisse derselben durch allerlei Verbesserungen selbst erdachter Art zu vergrößern, doch erwies sich der erhoffte Gewinn meist als unüber Kosten aufwand. Die Mutter war noch phantastischer und eigenartiger. Frau „Leutnante de Schenkendorf“ brachte den ganzen Tag gewöhnlich im Bett zu, stand fünf Uhr abends auf und ging fünf Uhr morgens zu Bett. Sie las und schrieb, was ihr einfiel, war abwechselnd zu schroff und zu vertraulich gegen die Dienerschaft — doch konnte sie eine angenehme Wirtin sein, wenn Gäste erschienen. Von ihrem Mann lebte sie getrennt, er in Litauen, sie dicht bei Königsberg, und sie besuchten sich nur selten.

Die Max sein Examen bestand, war er Praktikant auf Amt Waldau. Hier lernte er seine spätere Gattin kennen, die damals freilich noch die Gattin eines Kaufmanns Barkley in Königsberg war. Seine „Geisterbraut“ nannte er sie damals.

Noch eine andere Liebe aber zieht ihn mächtig an, das ist die Liebe zur Germania, zum deutschen Vaterlande, das in neuem Glanze erstehen soll. Er stiftete einen poetischen Männerbund, der sich „Blumentanz des Baltischen Meeres“ benannte. Dort wurde die vaterländische Poesie gepflegt.

„Von einer ist mein Herz entzündet,
Die läßt mir Tag und Nacht nicht Ruh“,

singt er. Das Glend seines Vaterlandes war es, das ihn beunruhigte. Denn er sah die Niederlagen von 1806 und 1807, Jena und Auerstädt, und den Fall der preussischen Krönungen im Geiste ahnend voraus.

Als dann die schweren Jahre der Gewaltherrschaft Napoleons kamen, betrieb er unermüthlich patriotische Unternehmungen, z. B. gab er die Zeitung „Westa“ heraus, später einfach „Studien“ benannt, in welcher er seine Beiträge erscheinen ließ.

Bei der strengen Zensur war es wunderbar, daß die Sachen durchgingen. Aber man brauchte auch Licht, um die Wächter zu täuschen. Ein fürmliches und leidenschaftliches Gedicht gegen Napoleon, das den Himmel anfleht, den Schrecklichen zu erschlagen („Wappne dich mit deinem Blitze“ usw.) erschien als dreihundert Jahre alte Uebersetzung eines lateinischen Hymnus!

1809 bestand er sein Examen. Im selben Jahre hatte er mit einem General noch einen bösen Zwischenfall auf einer Schlittenfahrt, ein Duell, in welchem er einen Schuß in die rechte Hand erhielt. Sorgfältig gepflegt, heilte die Wunde erst 1810, doch blieb die Hand schwach und taugte nicht zur Führung des Regens. Am 19. Juli 1810 starb Preußens Königin, die edle Luise. Da sang Max von Schenkendorf sein bekanntes Lied:

„Wie, schöne Königsrose, hat auch dich der Sturm getroffen?
Gilt kein Beten mehr, kein Hoffen, bei dem schredensvollen Lose?“

Das schwarze Trauerjahr Preußens brachte ihm endlich die Erfüllung seiner heißen Wünsche, die Vermählung mit Elisabeth Barkley, deren erster Mann unterdes gestorben war.

Doch ging die Brautwerbung nicht so glatt von hängen. Die Mutter Elisabeths wollte von einer abermaligen Verheiratung ihrer Tochter zunächst nichts wissen, zumal mit einem Poeten, „der nichts habe und nichts sei“. Die Dichtkunst war damals nämlich ein recht wenig einträgliches Handwerk. Erst nach einer längeren Zeit kam in Baden-Baden die Verbindung zustande, und die Hochzeit wurde gefeiert. Die Ehe war glänzlich, aber ein wenig kühl und feierlich, Schenkendorf bleibt stets der ritterliche Minnesänger seiner Gattin, der zartfühlende Freund, der ehrerbietige Bewunderer ihrer hohen Tugenden.

1813 kam. Das Jahr entlodete der Harse des Singers die mächtigsten Töne. In Wort und Lied drang er auf Wiedergeburt des Vaterlandes und rief zum heiligen Kampf. Er ging selbst nach Schlessen ins Hauptquartier zu Schweidnitz. Sein Bruder nahm an der Schlacht von Bautzen teil und starb den Heldentod.

Da konnte es in ihm, auch in die Schlacht zu kommen, trotz seiner lahmen Hand. Hatte doch Bülow bei Großbeeren den Feind geschlagen, und Blücher an der Nalbach gesiegt! Er marschierte mit dem Heere über Glatz und das Erzgebirge nach der Ebene von Leipzig und nahm an dem großen Entscheidungskampfe teil. Ka, er tummelte sich im vordersten und gefährlichsten Handgemeine, ohne von einer Kugel getroffen zu werden. Sein Pferd nur wurde ihm verwundet.

Nach der Völkerschlacht trat er nicht wieder in den Kampf. Er wirkte mit der Feder und dem begeisterten Wort. Er war es, der vor abermaliger Zerrissenheit und Uneinigkeit warnte und schon damals den Wunsch aussprach: Wir müssen ein starkes deutsches Reich und einen neuen Kaiser haben! Es blieben Träume.

Zeit 1811 kränkelte er bedenklich. Schon lange war sein Körper krank nicht befriedigend, jetzt brach die Brustkrankheit hervor. Vergeblich suchte er in Nachen und Baden-Baden Heilung, nur vorübergehend ward ihm leichte Besserung. An seinem fünf- und sechzigsten Geburtstag schlummerte er ein in den Armen der Seinigen.

Er war ein echt deutscher Charakter, ein ferniger Mann, der uns in manchem Zuge an einen anderen Großen der Zeit erinnert, an Aland. Unter seinen kritischen Gedichten befinden sich unvergängliche Perlen, die das deutsche Volk nie ganz vergessen wird.

„Erhebt euch von der Erde, ihr Schläfer, aus der Ruh“, „Freiheit, die ich meine“, „Andreas Hofer“, „Es klingt ein heller Klang“, — das sind Sternlieder, die jeder kennt und jeder liebt.

Jetzt nach hundert Jahren Ehre seinem Andenken! Er gehört mit zu der lorbeerbesränzten Schar, die geliebt haben zu des Vaterlandes Ruhm und Ehre, nachfolgenden Geschlechtern zur Nachahmung und Begeisterung.

Ihr letzter Traum.

Von Ellen Lautenschläger. (Nachdruck verboten.)

Unter dem großen, schattigen Nußbaum vor dem altmodischen Hause hatte sie sich niedergesetzt, die Bluthise in der engen, stickigen Stube hatte dem alten Mütterchen wohl getan. Es war ein unerträglich heißer Tag, das richtige Wetter zur Feuernte.

Die Jüngeren waren schon in frühester Morgenstunde nach dem Felde gefahren und hatten sich das Mittagessen mitgenommen; unter Mütterchen war somit ganz allein. Müde fiel der kleine, schmale Stoff auf die harte Lehne der unbequemen, hölzernen Bank. Das Mütterchen war so müde, so abgeschafft! Die tiefgelegenen Augen mit den etwas geröteten, schweren Lidern schloßen sich unwillkürlich — noch wenige Augenblicke, und das alte Mütterchen war eingeschlafen.

Eine Nachtigall im nahen Apfelbaum sang schmetternd ihr süßestes Lied. „Komm mit! Komm mit!“ zwitscherte ein anderer kleinerer Vogel zur Holzbank hinunter aus dem dichten Gezweig, und dabei fuhr ein leiser Wind so behutsam durch die Baumkronen, als gälte es, die Ruhe einer Toten nicht zu stören.

Und das alte Mütterchen schlief und schlief, und ein seltsamer Traum wedte noch einmal ihre ganze Seele, der Traum ihres eigenen, wechselreichen Lebens.

Vor langer, langer Zeit war es, da sprang sie noch als frische, muntere Dien vom friedlichen Wildschuhhäuschen nach dem nahen Walde, Erdbeeren zu suchen. Das war eine Lust in dem frischen Grün! Und kam sie dann abends heim mit den gefüllten Häfen und Körben, dann streichelte sie die gute Mutter und nannte sie ihr liebes, ihr fleißiges Kind, oder nahm sie wohl auf ihren Schoß und küßte sie. Wie glücklich war sie doch als Kind gewesen! Und dann starben die Eltern. Zunächst der Vater, der allgemein beliebte Feldhüter Stieber, und kurz darauf auch die Mutter, ihre liebe, stets so treusorgende Mutter!

Greiden Stieber stand allein. Die Jahre vergingen im Fluge, und das frische, junge Mädchen wurde einem rechtschaffenen Mann angetraut. — Das alte Mütterchen feußte. — Sie sah sich so glücklich mit dem Peter, sah sich herumhantieren in dem schmucken Häuschen und mit sinkender Sonne mit ihrem Franzel auf dem Arme unter der Tür stehen, wenn ihr Peter vom Felde heimkam.

Und noch einmal prägte sein Bild sich in ihre Seele. Wie er für sie sorgte und sie herzte, wie er mit seiner schwieligen Handen über den braunen Scheitel fuhr, und an den langen Winterenden seinen kleinen Buben auf den Knien schaukelte. Sie war glücklich.

Da verunglückte der Peter Rauschert, bei der Apfelsorte hatte er das Genick gebrochen, und sterbend wurde er ihr ins Haus gebracht.

Die Nachtigall hatte aufgehört zu trillern; „Komm mit! Komm mit!“ wachte von neuem der schwarze, unheimliche Vogel und kimmerte mit seinen langen Krallen ungeduldig an die niederen Auzenscheiben.

Über das runzlige Gesichtchen des armen Mütterchens rollten langsam schwere Tränen auf die bageren, knochigen Hände.

Franzel Rauschert war ein flotter Burche geworden. Er hing an seinem Mütterchen, und sie an ihm. „Du sollst es wieder gut haben, Mutter, laß mich nur erst groß sein, daß was Ordentliches aus mir geworden ist!“

Die Jahre vergingen: Franzel war ein Mann geworden, ein schönes, stolzes Mädchen hatte er als sein Weib heimgeführt, und sie wohnten mit dem alten Mütterchen in demselben kleinen, fremdlichen Häuschen. — Der Franzel bekam es gut, seine Frau war eine sparsame, tüchtige Person, die die paar Groschen zusammenhielt, dabei hing sie in wirklicher Liebe an ihm und sorgte, daß es ihm an nichts fehlte.

Und das alte Mütterchen? Wo waren alle Besprechungen geblieben? Die Alte war der Schwiegerochter im Wege! Und nach und nach hatte die rechnerische, kaltherzige Person es auch verstanden, das Herz ihres Mannes mehr und mehr von seiner alten Mutter abzuwenden. Das alte Mütterchen war zur niederen Magd geworden, zu einem willenlosen Werkzeug. Schlecht ging es ihr, schlecht! Niemand mehr bekümmerte sich um sie, niemand streichelte auch nur einmal noch ihren schneeweißen Scheitel! Sie bekam das, was übrig blieb, und sollte sie jeden Pfennig, den sie bekam, abverdienen.

„Komm mit! Komm mit!“ rief noch immer, und lauter als vorher, der unheimliche Vogel, und aus dem nahen Walde tönte der Kuckucksruf herüber.

Das arme, alte Mütterchen war ganz in sich zusammengesunken, — sie hörte nicht mehr, das Herz stand still. — Unmerklich hatte ihr letzter Traum sie herausgeführt aus allem irdischen Jammer.

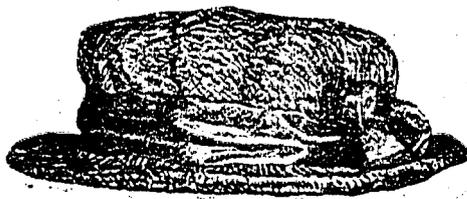
Merkwürdige Löffelsammlung.

Eine Amerikanerin namens H. Wells hat sich auf ihren Reisen eine recht merkwürdige Löffelsammlung angelegt, aus welcher wir einige dieser interessanten Schöpfer hier mitteilen. Als das älteste Stück der Sammlung gilt ein Löffel, den die Besiegerin in Jerusalem erhielt, wobei ihr versichert wurde, daß er auf die Zeiten des Nebukadnezar zurückgehe. Einen Beweis der Echtheit aber hat sie nicht erhalten. Merkwürdig aber ist ein Löffel, der von einem Indianerstamm in Alaska gebraucht wurde und der aus einer Baumgabel verfertigt ist. Ein anderer Löffel von Indianern ist 51 cm lang und am Stiel so geformt, daß er nicht in den Messel gleiten kann. Von den Philippinen stammen Löffel aus Kolosnuß und Seemuscheln. Die Muscheln bilden die Hohlungen, während die Stiele aus Holz hinzugefügt sind. — Ein merkwürdiger Messinglöffel, der die Form eines Scorpions hat, der ein Ei trägt, wurde in Venares entstanden. Der Scorpion stellt den Griff dar, während mit dem Ei geschöpft wird. Ein Löffel, der aus einem Walroßzahn geschnitten ist, kommt aus Island, und ein zierlicher kleiner Löffel in Gestalt eines Seeblattes ist von einem japanischen Künstler geschnitten.

Fürs Haus

Großer Hut aus gezogener Seide.

Das Material des Hutes bildet weiße Pongeeschleide, die durchgehends



in Gruppen von zwei und drei Köpfchen abzureichen ist. Als Unterlage dient eine durch Draht gestützte Gazegrundform. Für den Kopf wird eine runde Platte, für den Rand ein gerader Streifen verwendet, der nach innen dichter zu fallen ist. Für die Innenseite der Krempe ist der Stoff nur am Außenrand auf 5 Zentimeter Breite mehrfach in schmalste Köpfchen abzureichen, im übrigen straff zu fallen.

Unsere Bilder

Das neue bayerische Verkehrsministerium in München. Prinzregent Ludwig wohnte kürzlich der Eröffnung des neuen Verkehrsministeriums bei, dessen Bau sieben Jahre gedauert hat. Der Erbauer ist Prof. Horst Kocher. Besondere Beachtung verdient der plastische Schmuck an diesem Gebäude, welches wohl eine neue Sehenswürdigkeit Münchens sein wird. **Jahrhundertfeier in Lüneburg. Ein Denkmal für das Heldentum der Johanna Stegen.** In Lüneburg wurde am 2. April ein Denkmal für das

Heldenmädchen Johanna Elegen von Lüneburg enthüllt. Im Anschluss daran wurde ein historischer Festzug veranstaltet.

Friedrich Graf von Zoggenburg, der neue Statthalter von Tirol. Er entstammt dem schweizerischen Uradel und wurde am 12. Juli 1866 in Bozen geboren.

Der neue chinesische Gesandte in Berlin. Die Geschäfte der chinesischen Gesandtschaft hat kürzlich der neue Votschafster Dr. Zen übernommen. Unser Bild zeigt den Gesandten und den Votschaftssekretär Herrn Wang vor dem Tor der Gesandtschaft am Kurfürstendamm in Berlin.

Neues Berliner Kammergericht. Am Kleistpark zu Berlin ist das neue Heim des bekannten Berliner Kammergerichts nunmehr in seiner äußeren Gestalt fertiggestellt worden und sieht seiner Einweihung demnächst entgegen.

Neben andern hervorragend gelassenen Aufträgen haben der Architekt und die Regierung dem Gebäude eine angenehme und stimmungsvolle Umgebung zu verschaffen gewusst. Der neuentstandene Kleistpark an Stelle des früheren Potsdamer Gartens ist an der Potsdamer Straße gelegen und gibt dem geschäftlichen Verkehr dieses höchsten Berliner Gerichtshofes einen eigenartigen Hintergrund. Gleich am Eingang des Parks sind die historischen Königskolonnaden vom Alexanderplatz wieder aufgebaut und gewähren einen freien und angenehmen Überblick über die mit alten Häusern bestandenen Hofanlagen. Im Hintergrund dieser erhebt sich nun das langgestreckte und umfangreiche Gebäude des neuen Kammergerichts als wirkungsvoller monumentaler Abschluss.

Dr. ing. h. c. Otto Schild, der Erfinder des Schiffskreuzers, starb in Hamburg im Alter von 73 Jahren. Der hervorragende Schiffskonstrukteur stammte aus Grimma. Im Alter von 35 Jahren übernahm er die Leitung der jetzigen Germania-Werft in Kiel, wo er eine Reihe von Handels- und Kriegsschiffen baute. 1893 bis 1903 war er Leiter des Germania-Werkes. Sein Schiffskreuzer, der die Schlingerbewegungen beseitigt, erhöht besonders die Treffsicherheit der Schiffsgeschütze.

Universitätsprofessor Dr. Th. Boveri. Der Lehrer der Zoologie an der Universität Würzburg und Direktor des dortigen Zoologischen Instituts, Geheimrat Universitätsprofessor Dr. Theodor Boveri, hat kürzlich einen Ruf an die Universität Berlin erhalten und angenommen und ist gleichzeitig auch für das geplante neue Biologische Institut an der Kaiser-Wilhelm-Akademie in Berlin gewonnen worden. Professor Boveri gilt seit Jahren schon als hervorragender Gelehrter seines Faches, und sein Weggang von Würzburg bedeutet für die Universität der alten Frankentadt einen großen Verlust.

Ein Stränkchen! Von solch einem frischen, hübschen Blumenverkäuferin, die selber wie der verkörperte Frühling ist, ein Frühlingstränkchen zu erhalten, wer möchte es nicht? Leider sind wir in den Städten einer solchen lieblichen Blumenfee noch nicht begegnet, und an den weltberühmten Blumenständen von Nizza auch nicht. Und so dürfte das niedliche Mädel selbst ein viel selteneres Pfänzchen sein als alle Blumen, die an der Riviera oder in den Straßen der Großstädte feilgeboten werden.

dort aus der Feier beizwohnen sollten. Als nun endlich die Hüfte des Monarchen schiel, schlug eine der anwesenden Hofdamen ein weithin hörbares Gelächter an und der König rief mit seiner hellen Stimme: „Ei, der Teufel uns ja den Rücken zu!“ Da trat nun Alexander von Humboldt für das bestürzte Komitee ein, indem er sagte: „Majestät, Beethoven ist schon in seinem Leben ein grober Kerl gewesen.“

Gemeinnütziges

Alles getrocknete Obst, das zu Kompott gekocht wird, sollte am Abend vorher sehr gründlich warm und kalt gewaschen und dann in leicht gesüßtem Wasser eingeweicht werden. Mit diesem Wasser wird es dann am anderen Morgen zu Feuer gebracht und gar gekocht.

Rekommen Palmen einen Normmehlzusatz als Dünger, so darf nicht mehr als etwa der zehnte Teil der Pflanzenerde zugefügt werden, damit die Pflanzen keinen Schaden erleiden.

Knollenbegonien sind nur dann für freie und sonnige Beete geeignet, wenn sie genügend abgehärtet und gekräpft worden. Man stelle sie daher schon einige Zeit vor dem zum Anpflanzen bestimmten Termin ins Freie; vorläufig an einen halbschattigen Platz. Auf diese Weise lassen sie die vielfach auftretenden Brandflecken vermeiden, welche das Aussehen der Pflanze stark beeinträchtigen.

Von Erdflöhen befallene junge Gemüsepflanzen sind öfters mit Holzasche, Straßensaß, Gips- oder Kalkpulver zu bestreuen.

Ein wirksames Mittel zur Raupenvertilgung ist eine Mischung: 100 Gramm Mann werden in heissem Wasser gelöst und bis auf 20 Liter Wasser verdünnt. Mit dieser Lösung werden die Pflanzen wiederholt ausgiebig besprüht. Auch gegen Blattläuse an härteren Pflanzen hat sich dieses Mittel trefflich bewährt und sich als vollständig unschädlich für die Pflanzen erwiesen.

Als einfaches Waschmittel für Säbner, die von Ausschlag befallen sind, ist übermangansaures Kali zu empfehlen. Es genügt, wenn davon wenige Körnchen in warmem Wasser aufgelöst werden.

Selleriekultur in schattiger Lage bringt keinen Erfolg; auf Kosten der Knollen bildet sich nur unnützlich viel Laub. Starke Knollen ergibt nur der Anbau in freier sonniger Lage bei intensiver Bewässerung.

Frischer Zitronensaft ist ein gutes Mittel bei Mandelentzündung. Man drückt den Saft aus, befeuchtet ein an einem Stäbchen befestigtes Wattebäumchen damit und betupft die entzündeten Stellen.

Farbprüfer an Fensterscheiben entfernt man sehr leicht mit einem in Petroleum getauchten Lappchen. Mit diesem reibe man die Scheibe gehörig ab und putze nachher mit einem anderen reinen Lappen nach.



Ein Positiv. Junger Dichter: „Mein fünftaktiges Drama hätte ich soweit fertig, ich weiß ich aber nicht, wie ich den Helden sterben lassen soll!“ Freund: „Lass ihn Automobil fahren!“

Allerlei

A und in: „Die Hosen sind aber zu kurz für den Jungen. In vier Wochen ist er da herausgewachsen.“ — M. Klinkstein: „Das macht nichts, gnädige Frau; so lange halten sie nicht.“

Gastfreundlich. „Wollen Sie nicht heute bei uns zu Abend speisen, Herr Schulze?“ — „Bedauere unendlich — ein Kollege hat mich bereits eingeladen!“ — „O, das hat nichts zu sagen, zu dem können Sie nachher noch gehen... Sie brauchen ja bei uns nicht so viel zu essen!“

Erspart. Frau (stolz): „Was sagst du dazu, Männchen, diesen schönen Federhut, der dreißig Mark kostet, habe ich mir von meinem Haushaltungsgeld erspart... drei Mark habe ich schon darauf bezahlt!“

Ein Börsebesuchant hatte Bankrott gemacht, stift aber trotzdem täglich inwazieren. Darüber ärgerten sich seine Gläubiger furchtbar und eines Tags erschien im geleisten Platte der Stadt folgender Vers:

An Herrn M... in Konstanz!
Mein Freund, du mußt nur recht verstehen,
Was des Volkes Stimme spricht:
Es kann der Mensch wohl Pleite gehen,
Doch Pleite reiten soll er nicht!“

Am folgenden Tage stellte Herr M. seine Spazierritte ein. Ein „grober Kerl“, Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und die Königin Victoria von England wohnten der im August 1845 stattfindenden feierlichen Enthüllung des Beethoven-Denkmal in Bonn bei. Das durch den hohen Besuch etwas verwirrt Komitee führte die königlichen Herrschaften in das prächtig türkenbergische Haus, damit dieselben von

Scharade.

Das Erste sich verkehrt im Goin,
Gefährlich ist das Zweite.
Es nennet dir ein Mädellein,
Wenn du verirrt hast beide.
Julius Fald.

Pyramidenrätsel.
A
B D E
F G I O
R R R R T T Y

Die wahren Reihen ergeben:
1) Einen Romananten.
2) Einen geographischen Begriff.
3) Einen Wadennamen.
4) Eine Stadt im Schwarzwald.

Silberrätsel.
1 ist als Speisung sehr beliebt,
Und 2 am Baum es vielfach gibt.
Das Ganze ist ein schwerer Weidicht,
Bei Schiffen zu entbehren nicht.
Melitta Berg.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Der Rätsel: Mat, Abel. — Des Geographischen: Ginde, ...